

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 5 (1821)

10 (5.3.1821)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-769406](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-769406)

Oldenburgische Blätter

Nr. 10. Montag, den 5. März, 1821.

Ueber den Oldenburgischen Garn- und Leinenhandel.

In Nr. 44. der Oldenburgischen Blätter vom v. J. hat ein mir unbekannter Verfasser in einem angenehmen Aufsage mit der Ueberschrift: "Was macht reich?" dem Unterzeichneten eine öffentliche, mit Dank zu erkennende, Ehre erzeigt, indem derselbe meiner Betriebsamkeit bey Anlegung meiner Bleiche in Kastede zc., ehrenvoll erwähnt, und mich zugleich auffordert, sowohl eine kurze Uebersicht des dreißigjährigen Bestehens dieser Anstalt zu liefern, als auch meine Ansichten über das zum Zustande zu versendende Garn und Leinen, und die Mittel, zur Abhelfung der dabey jetzt obwaltenden Mängel, mitzutheilen.

Sehr gern erfülle ich vorläufig den sehr ehrenrührenden, öffentlich geäußerten Wunsch, so viel es in meinen Kräften steht, und ich werde gelegentlich auch Einiges über das Entstehen, den Fortgang und das jetzige Bestehen meiner Bleiche in Kastede liefern, wenn meine Landsleute nachstehendes Wenige mit Nachsicht beurtheilen werden, da dies das Erste ist, was ich in dieser Sache zum Drucke liefere.

Das Oldenburgische Leinen ist im Zustande, wegen seiner guten Qualität und besonders der Dauerhaftigkeit, sehr beliebt, und wird oft noch mehr gesucht als das Bielefelder und Schlesinger; nur tadeln die Käufer jetzt daran, daß der Faden nicht ganz egal ist. Früherhin war das gerade nicht ganz der Fall, sondern man beklagte sich damals über die wenige Weiße; indes, ohne zu rühmen, ist dieser Tadel jetzt durch meine Bleiche in Kastede gehoben, da, besonders in Dress und Damast, selbige alle Deutsche überbietet, und selbst mit der Holländischen wetteifert, indem derselbe nicht an Stoffen wird, die Fäden seidensartig da liegen, und kein Amidam ihn dem Käufer erst anlockend machen muß.

Daß unser Leinen nicht mehr, wie es doch eigentlich seyn muß, gleiche Fäden hat, rührt daher, daß das Garn nicht mehr, wie vorhin, gut und egal gesponnen wird. Ein Leinen-Mehder kann, bey der größten Mühe und dem besten Sortiren doch kein gutes, egales Leinen liefern, wenn er Stücke unter seinem Garn hat; wo

das Bind nur 70 bis 90 Fäden hat, da es doch 100 halten soll; denn, da es dicker ist, so hält es gleiches Gewicht mit dem Vollgehaspelten, und alle Mühe, welche sich auch der geschickteste Weber giebt, ist verloren, weil er die groben ungleichen Fäden mit in sein Leinen verarbeiten muß.

Vor vierzig und mehreren Jahren war das sogenannte Ammersche Garn im Auslande, besonders in Holland, sehr berühmt; vorzüglich trugen hiezu bey die bereits verstorbenen Garnhändler Ahlerd Braader in Zwischenahn, Christ. Peters zu Halstrup und der noch jetzt lebende Diederich Kloppeburg zu Westerstede. Diese schickten jährlich für mehrere hundert tausend Gulden schön gesponnenes Garn ins Ausland nach Amsterdam. Diesen durfte man aber kein schlecht gesponnenes, oder unrichtig gehaspeltes Garn bringen, oder der Handel war mit den Leuten, die es brachten, zu Ende. So erhielt sich das Garn immer in gutem Rufe, und die Landleute hatten guten Verdienst, da viel baares Geld dadurch in Umlauf kam. Angelockt durch den Wohlstand, worin obgedachte Männer durch diesen Garnhandel gesetzt wurden, fingen nun mehrere an, sich damit zu beschäftigen, größtentheils aber ohne die gehörigen Kenntnisse zu besitzen, oder sich Mühe zu geben, solche zu erlangen; sie kauften Garn, ohne genau darauf zu achten, wie die Fäden beschaffen, und ob auch die gehörige Anzahl derselben in einem

Stücke vorhanden sey, und sandten solches, gutes und schlechtes durcheinander, unter dem Namen: Oldenburgisches Ammersches Garn, nach Holland. Nicht lange währte dieser Handel; man fand das Garn schlechter; die Spinner lieferten immer weniger gutes, und so fiel der Preis allmählig herunter.

Dieser nachlässige Einkauf mußte dem Lande bald fühlbar werden, und auf immer sehr nachtheiligen Einfluß haben. Der Handel gerieth beynahe ganz ins Stocken; man spann weniger, da es an Absatz fehlte; große Summen, welche sonst aus Holland hereinstießen, blieben aus; der Geldmangel wurde fühlbarer, und so hat sich auch dadurch die Armuth vermehrt, da der Verdienst geringer ward. So stehet eigentlich jetzt der Garnhandel, und die Mängel, welche dabey jetzt Statt haben, gehen aus dem Vorbemerkten hervor. Aber leichter ist Tadeln, denn besser machen, und ich bescheide mich gerne, daß hier, wo der ungenannte Verfasser von mir einige Mittel zu vernehmen wünscht, wie den Mängeln abzuhelfen seyn möchte, vielleicht meine Ansichten nicht die richtigen seyn mögen.

Soll der Garnhandel wieder in Aufnahme kommen, und sein voriger Ruf hergestellt werden: so müßten deshalb Verordnungen erlassen werden, welche Käufer und Verkäufer zu ihren Pflichten anhalten.

Jeder Kaufmann, ohne Unterschied,

womit er handelt, muß die gehörigen Handelskenntnisse besitzen in seinem Fache, oder erschadet sich und dem Lande, da der gute Ruf des Handels dadurch geschwächt wird. Daher muß auch derjenige, welcher mit Garn handeln will, sich die hierzu erforderlichen Kenntnisse zu erwerben suchen, welches, wenn er will, nicht sehr schwer hält; und was hat man ohne Fleiß und Mühe? Fleißiges Durchsehen des ihm zum Verkauf angebotenen Garns, Nachzählen der Fäden etc., wird bald eine solche Kenntniß, wenn er sonst Liebhaberey zu seinem Handel hat, bey ihm hervorbringen, daß er jedes Stück Garn mit einem Blick übersehen und beurtheilen kann. Sind nun den Spin- nern und Verkäufern genaue Vorschriften ertheilt, und findet der Käufer bey seinem Handel vorsätzliche Uebertretun- gen derselben und Betrügereyen: so muß er solches, ohne Schonung, dem Amte zur Bestrafung anzeigen; und kein Geld, keine Fürsprache, muß den Uebertreter von der etwas auffallenden und nicht ganz gelinden Strafe befreyen, da es in der That, in so mancher Rück- sicht, gar zu wichtig ist, den Garnhan- del wieder empor zu bringen. Kauft jemand wissentlich schlechtes und be- trügerisch gesponnenes Garn, und fin- det man solches, bey unvermutheten Nachsuchungen: so muß dieser durch Confiscation seines Garn, Vorraths bestraft werden.

So wie auf der einen Seite schlech- te Spinner und mit diesen unter ei- ner Decke spielende Handelsleute *) zu bestrafen sind: so wären auch den Fleißigern, schönes Garn Spinnenden, Belohnungen zu ertheilen, und müß- ten selbige durch eine öffentliche Be- kanntmachung ausgezeichnet werden. Auf die Art würds bald besseres Garn gesponnen und richtig gehaspelt wer- den, und alt und jung wird sich be- fleißigen, Theil an den Prämien und der öffentlichen Auszeichnung zu erhal- ten; es wird unser Leinen und Garn wieder den alten Ruf im Auslande erhalten, und große Summen fließen dann in die jetzt leeren Beutel so man- cher sonst braven und fleißigen, doch jetzt verwöhnten, Spinner in unserm geliebten Vaterlande.

Doch noch eines Mangels bey dem Garnhandel muß ich erwähnen. Lei- der sind unsere Haspel nicht von glei- cher Länge und sehr verschieden, wel- ches zu vielen Betrügereyen Anlaß ge- ben kann. Es ist nämlich der Zwi- schenahner Haspel größer, als der We- sterstedter und Aper. Diese Ämter liegen an einander; will nun jemand betrügen, so nimmt er Garn aus letz- teren Ämtern und verkauft es in Zwi- schenahn. Es wird als Zwischenah- ner Garn mit selbigem verpackt, geht ins Ausland, der Käufer entdeckt die verschiedenen Längen des Garns, er findet sich betrogen, und ist das Garn

*) Sehr vieles Garn wird jetzt von Krügern gegen Branntwein und Kaffee ein- gekauft.

auch sonst noch so gut, so ist dies wieder dem Ruße und dem Handel nachtheilig. Daher ist es durchaus nothwendig, daß einerley Haspel im Ammerlande eingeführt werden, so daß keiner darin betrogen werde. Schließlich bemerke ich noch: daß wenn unser Garn- und Leinenhandel wieder einpor kommen soll, jeder rechtlich denkende Einwohner des Herzogthums kein fremdes Leinen noch Drell kaufen mußte. So würden unsere Leinen und Bleichen floriren, das Geld bliebe im Lan-

de, würde hier in Umlauf kommen, und mancher Familie, die thätig wäre, geholfen werden.

Möchten diese meine, auf Erfahrung gegründeten, Ansichten auch nur etwas zum Besten meines Vaterlandes, welches meine Bemühungen so dankbar anerkannt hat, beitragen, so finde ich mich doppelt durch die vorbenannte Aufforderung geschmeichelt.

Lehe, den 20. Jan. 1821.

W. Hagendorf sen.

Die verschluckten Nadeln.

Im Jahre 1800. diente ein aus Wildeshausen gebürtiges Mädchen, Namens Elisabeth Färber, in der Apotheke zu Jever. Beim Auskleiden ihrer Frau nimmt sie eine Menge Nadeln in den Mund, und verschluckt dieselben beim einem plötzlich entstandenen Husten. Aufzungs wurden vielleicht nicht weckmäßige Mittel gebraucht, und so leidet sie seit der Zeit bis auf diese Stunde un-
ausprechlich viel. Zwölf bis achtzehn Nadeln, unter welchen sich auch eine zerbrochene Nähnaedel befindet, haben sich — ganz zerdrückt und gekrümmt — durch verschiedene Theile des Körpers einen Ausgang gebahnt. Die meisten kommen durch den Nabel, und Eine hat ihren Weg durch die Spitze des Daumen genommen. Die unglückliche Person liegt beständig zu Bett-

te, hat oft, besonders wenn die Nadeln den äußern Theilen sich nahen, heftige Convulsionen, und ihr ganzes Leben ist ein einziger Schmerz.

Ihr voriger Arzt, der verstorbene Landchirurgus Franke, hat mir oft versichert, er werde seine über den Gang der Krankheit gemachten Bemerkungen öffentlich kund machen. Bis jetzt hat sich unter seinen Papieren nichts hierüber gefunden. Sollte es geschehen, so wird ihr jetziger Arzt, der Herr D. Harting, für die Bekanntmachung sorgen. Meine Absicht bey dieser Erzählung ist nur, auf die höchst traurigen Folgen der Unvorsichtigkeit mit Nadeln aufmerksam zu machen.

Wildeshausen.

Oldenburg.

Ueber Tischbeins neueste Gemählde.

(Fortsetzung.)

Wie die üppige Kunst der Griechen nur immer Najaden reizend mag geformt haben, so liegen diese artigen Quellen; Nymphen unsers Meisters vor uns, mit dem Eifer mädchenhaften Ernstes flüsternd und murmelnd. Wer hat nicht in Gebüschen Bächlein plätschern gehört? wer nicht zuweilen artige Mädchen in ihrem Geplauder befauscht? Es ist eins der zartesten Bilder des Dichters, der dem Mahler so nah verwandt ist, das Murmeln der Bächlein in verständliche Rede zu deuten. Freylich erregt der Stümper nur Ekel mit solchen Spielereyen; aber welche Herrschaft über die Seele übt der Meister damit aus, indem er die reizenden Bilder durch eine hohe Wahrheit, einen tiefen Gedanken, ein labendes Gefühl vereinigt? Wie anziehend unterhält sich Göthe's Jungesell mit dem Mühlbach! Wie umfassende Melodien des Flusses deutet dessen Gedicht „an den Mond“ an! Mit wie rührender Zartheit, und überwältigender Sehnsucht deutet das klagende Flüßchen auf das fernste Widersetzen in folgendem Gedicht eines weniger bekannten Sängers!

Was weinst du, Flüßchen, und stuthest
so jach?

Halt an deine Wellen, laß fließen gemach!
Was hast du so liebes verloren? —
Und brechend durch Kiesel die mühsame
Bahn.

Schick's schwer die Stimme voll Thränen
heran:

„Wohl hab' ich — ach! hab' ihn verloren!“

„Im Schoße der Alpen zwey Bächlein
hell,

„Von Blumen umnicket, im retalichen
Quell,

„Da sind wir besammen geboren;

„Und tannen viel fröhliche Monden vereint,

„Und hielt ihn umschlungen den einzigen
Freund —

„Und hab' ihn, ach! hab' ihn verloren!“

„Im Maythal, umfangen von Erlen-
gesträuch,

„Auf schmiegenden Binsen, sanft schaukelnd
und weich,

„Da hat er mir Treue geschworen;

„Doch als wir gerauschet durch Nacht und
Gestrüpp,

„Da stürzte ich vom zackigen Felsengertyp,

„Und hab' ihn, ach! hab' ihn verloren!“

„Und unten, tief athmend, da schaut'
ich, und rief,

„Ob irgend in Blumen mein Liebster schlief,

„Und horchte mit lauschenden Ohren,

„Doch wie ich auch weitem die Stimme
versandt,

„Und wo ich geterret von Laude zu Land, —

„Er war mir, ach! war mir verloren!“

„Nun rinn' ich noch immer, und hoffe
so gern,

„Oft seufzend, ob hab' er in äußerster Fern?

„Ein Liebchen sich wieder erkoren;

„Und lasse doch nicht von Schmerzen —
und Muth.

„Vielleicht erst im Schoße der Meeres,
fluth —

„Doch find' ich ihn, den ich verloren!“

Ein Schäfer, mit zwey andern unter einem Baume, im Vorgrunde des Bildes, gelagert, singt mit sanfter Schwärmeren das Lob seiner Schönen, oder erzählt mit Entzücken die Geschichte seiner Liebe; so sanft und glühend ist sein Ausdruck. Die beyden Zuhörer drücken die höchste Aufmerksamkeit aus; doch scheint der eine von ihnen noch gespannter, als könne er das Ende nicht erwarten, und als werde er durch die Rede oder den Gesang immer mehr gereizt, auch zum Worte zu kommen und sich der Theilnahme der Zuhörer zu erfreuen. Dem Gleichgültigen mag ihr Gespräch nicht wichtiger seyn, als das Murmeln jener Bächlein; aber von dem Zauber der Kunst ergriffen, der diese einfachen Schäfer in eine paradiesische Gegend versetzt und den Blick des Beschauers mit Absicht leitet, ist nichts gleichgültig, alles nothwendig und unentbehrlich. Unter den vollen, breiten Nestern des Baumes durch blicken die Schäfer mit dem Beschauer in eine schöne Ferne, vielleicht der Schauplatz jener Erzählungen; sie scheint alles zu versprechen, was die reichen Ebenen südlicher Länder am Ausgange der Gebirge, denen das Meer nahe ist, gewähren. Der Künstler hat dies Bild für sich selbst sprechen lassen, und weder von einer Veranlassung noch von einer besondern Bedeutung desselben erklärende Worte beigefügt. Grade hier vermiffen wir sie sehr, denn bey

Landschaften, die dunkle Erinnerungen wecken, wüßte man gern, woher sie sind, ob aus der Phantasie, oder der Natur abconterfent. An keinen Fleck des alten Europa erinnert dieser Blick in die hinabgesenkte Ferne so lebhaft, als an den Garten des Klosters von S. Onofrio, auf dem langgestreckten Berge Janiculus, wo einst König Latinus seinen Hof gehalten hat. Am Abhange des Berges bilden mehrere Stufen über einander einen Halbkreis, ein förmliches Theater, welches von einer gewaltigen, immer grünen Eiche mit darüber hinausragenden, verbreiteten Aesten beschattet wird. Dies Theater ist gegen Morgen sehend; auf dem Proscaenium steht eine bedachte Rednerbühne, nach den Zuschauern hergewandt; und diese sehen statt der Scene — in die weite Ferne. Zu den Füßen des Berges und der Zuschauer wälzt langsam und trübe die alte Tiber ihre Wellen; in der weiten Ebne erkennt man nur das gewaltige Rom mit seinen Kirchen und Tempeln, Palästen und Ruinen, und drüber hinaus, in kaum sichtbarer Ferne, die graden Linien der alten Wasserleitungen, und am Horizonte die großgezeichneten Umrisse des Sabiner, und Latiner: Gebirges mit ihren Schneehauptern. Diese Sitze hat man eingerichtet für angehende junge Klostergeistliche, die im Schatten der immergrünen Eiche, mit dem Blick auf das immergrüne Grab der höchsten Eitelkeit der Welt, von dem Redner sich belehren ließen, welche

furchtbare Martern — die Eitelkeit zu den Füßen des gekreuzigten Gottes bestehen kann. Nahe dabey blickt herüber aus weißem Marmor, von der Höhe seines Grabes, das Bildniß des unsterblichen Sängers von dem besetzten Grabe des Herrn. — O immergrünes Land der Erinnerungen! Wie findet man dich überall wieder! Die Wunden, die die Zeit schlug, versöhnt die Zeit, aber ihre großen Bilder bleiben, und sind ewig.

20.

Wie verändert ist hier die Scene! Die Ferne ist selbst in die Ferne gerückt, wie die Zukunft hinter den Vorhang; hier ist alles Nähe und lebenswarme Gegenwart; lockende Früchte der Erde, und die Menschen mitten drin zum Genusse der Gaben. Ein Schäfer beugt den Ast eines Apfelbaums zu seinem vollen rothwangigen Knaben herab, der mit der ganzen anmuthigen Begierde, die Kindern eigen ist, danach hinauflangt. Eine schöne junge Mutter hat ein anderes Kind auf den Knien, das auch nach den Früchten langt, und die ganze Scene bietet im engen Raume alles vorbringenden Natur. Hier ist alles Begierde und Genuß; und der dankbare Genuß der, oft mit Mühe gepflegten und wohlervorbenen, Gaben der Natur ist die Bestimmung derselben — nicht aber Zerstörung.

21.

Zerstörung aber ist das Spiel der

Grausamkeit, die Jagd, die wir in einem der vorzüglichsten Bildchen, neben dem obigen, in Tischbeins eigenthümlichsten Sinne persönlich aufgeführt sehen. Mit Theilnahme sieht man diese Contraste: Schäferleben und Jagd, Frieden und Krieg, das Schöne und das Romantische, Weibliches und Männliches; sie erheben sich wechselseitig, eines auf dem Grunde des andern, und man kann sie die Lebens-Töne nennen, denn die Natur legte uns den Schlüssel zu ihren Melodien in die Seele.

Zwischen wilden Ebern und weit springenden Rehen, im kräftig belaubten Walde, schreitet hier eine, weiß drappirte, ein weißes Tuch im Winde überwerfende, lebhaft unblickende, sehr schöne Frauen-Gestalt, kühn und flüchtig wie Hirsche, und leicht wie Aralanta, von der man singt, sie habe im Laufe keinen Grassalm gebeugt; so hat auch diese schöne Frau weiße Schuhe an, um anzuzeigen, daß sie den feuchten Boden nicht berührt. Nichts von Rossen, Hunden und Hörnern; das wären Jäger, aber nicht die Jagd, wie sie als ein geistig Wesen zu dem Künstler in vertrauten Stunden spricht, und Körper und Gestalt von ihm bekommt.

Da derselbe auch diesem Bilde keine nähere Erläuterung beifügte, so haben wir ihn in Verdacht absichtlicher Heimlichkeit; eine weltberühmte Schönheit, die einst in Neapel, und von

da aus in Europa, Aufsehen erregte, und deren täglicher Genosse unser Meister war, ist diesem Bilde so ähnlich, wie ihrem wohlgetroffenen Portraite. Wie mannigfaltig und reizend mögen die Situationen gewesen seyn, in denen die schöne Frau den jungen glühenden Künstler erregte und begeisterte! wie wehmüthig anziehend und verjüngend des Greises Erinnerungen seiner warmen Jugend bey besonnener Ausführung jener flüchtig hingeworfenen Zeichnung.

22.

Jedoch es ist, nach dem Sprichwort, dafür gesorgt, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.“ Die Zeiten ändern sich. Wer von den Zeitgenossen erlebte es nicht? Aber niemand konnte rauher berührt werden von der stürmischen Zeit, als der weiche sanfte Künstler, dessen leicht verletzlicher zarter Sinn fürs Schöne, durch so chaotische Verwüstung erschreckt, sich scheu und beklemmt in sich selbst zurückzieht. Mit eigenthümlicher Naivetät sagt er davon:

„Als die Franzosen zum Zerstückungskriege ihre Armeen immer mehr verstärkten, alles Metall und selbst Glocken zu Kanonen umschmelzten, als alle Zeit und Ordnung aufhörte, und

„ich in Neapel mich in meinen mühsamen und kostbaren Unternehmungen gestört fand: da sah ich wohl, daß jeder, der nicht eben so viele Kanonen hat, und nicht so viele Soldaten zusammen trommeln kann, sich wie die guten Schafe in Geduld ergeben und mit Heidekraut begnügen muß. Diese duldsamen Thiere sollten mich durch ihr Beispiel lehren, die schwere Tugend der Geduld zu üben, und um sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren, mahlte ich eine Menge Schafe und Lämmchen, die ganz zufrieden mit ihrem Schicksale, ihr Leben auf dürrer Heide hinbringen. Solche Bilder hing ich an alle Wände um mich herum, so daß ich bald nichts Anderes sah und dachte, und große Fortschritte in Ausübung der Geduld machte. — Hier ist Eins davon: Mutterschafe mit ihren Lämmern. Das Eine drängt sich an die Mutter, und diese drängt es mit der Schnauze noch dichter an ihre nährenden Euter; ein anderes Lämmchen steigt auf die Mutter, und diese scheint mit Wohlgefallen die liebe Bürde auf ihrem Rücken zu fühlen; ein drittes schläft sanft auf dem Rücken der Mutter, in der welschen wärmenden Wolle; und das ganze gutmüthige Volk scheint mit sich und aller Welt zufrieden und vergnügt.“

(Die Fortsetzung folgt.)